

22. Jahrgang.

Bur Seftomerfahrt.

Die Herkometerfahrt hat leider auch eine ganze Reihe von Unglücksfällen zur Folge gehabt. Der moderne Kulturmenschen, der die Naturkräfte in immer weiterem Umfange sich dienstbar gemacht hat, hat in demselben Maße aber auch die Gelegenheiten zu Unglücksfällen vermehrt, und doch sind gerade bei ihm die seelischen Kräfte, die bei dem Eintritt eines Unfalles wirksam werden, durch die gesteigerte Ausbildung des Verstandes geschwächt und gehemmt. Diese psychologische Tatsache erörtert Maurice Maeterlinck in einem sehr feinen Essay, der in einer (soeben bei Eugen Diederichs unter dem Titel „Die Intelligenz der Blumen“ erschienenen) Sammlung von Aufsätzen über philosophische und ethische Fragen enthalten ist.

Er geht in seiner Erörterung aus von der Analyse eines Automobilunfalles. „Plötzlich und grundlos, an einer Wegegabelung oder mitten auf der langen und breiten Straße, am Anfang eines abschüssigen Weges, hier oder dort, rechts oder links, erscheint der Tod, greift in die Bremse, ins Rad, verändert die Richtung, versipert den ganzen Raum unter der durchsichtigen Trüggestalt eines Baumes, einer Mauer, eines Felsens oder irgend eines Hindernisses und greift uns auf einmal ins Antlitz, unterhohlet, ungeheuer, unmittelbar, unzweifelhaft, unermüdlich.“ Und nun schildert Wöerlind in plastischen Bildern den Widerstreit der beiden seelischen Kräfte, die in der kurzen Spanne Zeit miteinander um die Herrschaft ringen.

Die Verurtheilte beurtheilt blüßschnell und logisch die Lage; sie stellt sich die Katastrophe mit ihren Einzelheiten und Folgen deutlich vor, erkennt, daß alles unrettbar verloren ist, bewahrt jedoch ihre Klarheit. „Zwischen Zusammenstoß und Sturz hat sie eine Goldenfrist, sie träumt, läßt sich ablenken, findet Zeit, an etwas ganz anderes zu denken, Erinnerungen wachzurufen, Tathsaen zusammenzustellen, genaue und scharfe Beobachtungen zu machen . . . Sie fühlt, daß sie nicht verantwortlich ist, daß sie kein Vorwurf trifft; sie lächelt beinahe und kostet, ich weiß nicht welche ungewisse Wollust; sie erwartet das Unvermeidliche mit einer milden Ergebung, in die sich eine wunderbare Neugier mischt.“ Dinge unser Leben nur von diesem allzu logischen und heßsichtigen Zuschauer ab, so müßte jeder Unfall notwendig zur Katastrophe führen.

Da aber tritt der Instinkt, das Unbewußte, das Unterbewußtsein, oder wie man es nennen will, auf den Plan, beurttheilt mit einem Blick, der schneller und sicherer ist, als das fürchtbare Tempo der Gefahr, die Lage, alle Auswege und Möglichkeiten, und „einen Augenblick lang währt das prächtige, unergreifliche Schauspiel von Kraft, Mut, Sicherheit und Willen, wo das unbefiegte Leben dem unbezwinglichen Tod ins Gesicht spricht.“

Der Dichter stellt diesen Instinkt unter dem Bilde einer verzerrten, brutalen, nackten, muskulösen Person dar, die ehemals eine unbedrängte Herrin im Menschen war; aber seit einiger Zeit zurückgedrängt und verbannnt ist; nur in den lospflochten Minuten der höchsten Angst denkt man noch ihrer und sucht ihren Beistand. Der Instinkt tut Wunder, er hat vor allem in seiner Geschwindigkeit einen unvergleichlichen Vorrug, er weiß nichts vom Ermüden mit all seinen Hindernissen mit all den Unmöglichkeiten, die es uns aufzwingt. Er gewährt jede kleinste Möglichkeit der Rettung und ist immer auf der Höhe der Situation.

„Im Reichen der Kräfte des Meeres und des Gebirges kann und soll man auf eine entscheidende Bewegung des Instinktes rechnen, denn seine Hilfsmittel sind ebenso unerschöpflich, wie die des Weltalls oder der Natur, aus deren Tiefen auch er schöpft.“

Aber je weiter sich der Mensch von der Natur entfernt, je höher seine Erziehung und Kultur wirkt, um so länger dauert es, bis der Instinkt zu Hilfe gerufen wird und Retter werden kann. Ein Bauer, ein Arbeiter, der von der gleichen Kata-

strophe bedroht wird, wie sein Herr, hat, selbst wenn er weniger jung und behende ist, mehr Chancen als dieser, heil davon zu kommen.

LOKALES

* **Soziale Fürsorge der Reichs-Postverwaltung.** Bei den diesjährigen Beratungen des Postrats wurden die unzulänglichen Gehaltsverhältnisse des Personals der Reichs-Postverwaltung eingehend besprochen. Erreulich war die Tatsache, daß alle Parteien für eine allgemeine Neuregelung der Besoldungsverhältnisse für 1906 stimmten und daß für dieses Jahr bereits eine Teuerungszulage von 150 bzw. 100 M. gewährt wurde. Auch auf dem Gebiete der Wohnungsfrage machen sich bei der Reichs-Postverwaltung soziale Fortschritte bemerkbar. Von 1902 und 1905 sind für Zwecke der Wohnungsfürsorge für die Unterbeamten und minderbesoldete Beamte der Reichs-Postverwaltung 5 555 000 M. verwendet worden. Nach den Angaben des Reichs-Postrats betrug 1905 die Zahl der Unterbeamtenhäuser 730; hiervon waren 515 reicheigene und 215 gemietete Häuser. Diese Häuser enthielten 1883 Familienwohnungen für Unterbeamte und 47 für gering besoldete Beamte; außerdem waren in diesen Häusern noch 160 Stuben für unverheiratete Unterbeamte vorhanden. Unter den 730 Häusern, von denen sich 31 in städtischen Orten befinden, sind 33 Einfamilienhäuser, 442 Zweifamilienhäuser, 78 Dreifamilienhäuser, 155 Vierfamilienhäuser und 22 Häuser für fünf und mehr Familien. Von den für das Jahr 1906 zur Errichtung und zum Anlauf von Wohnungen bewilligten 800 000 M. sind für Mietzwecke bewilligten 104 700 M. werden voraussichtlich 50 Häuser mit 146 Familienwohnungen für Unterbeamte geschaffen werden.

* **Kurhaus.** Das von der Kurverwaltung für heute (Mittwoch) abend 8½ Uhr angeordnete Doppelfonzert im Kurgarten kann selbstverständlich nur bei entsprechender Witterung stattfinden. Herr Kapellmeister Afferni hat ein ganz besonders interessantes Programm für die Vorträge des Kurorchesters aufgestellt. Als zweites Orchester konzertiert die Kapelle des Regiments Granien. Während des Konzertes wird die Leuchtfontäne in Funktion treten. Besonderes Eintrittsgeld wird nicht erhoben, doch sind alle Kurhausarten beim Eintritt vorzulegen. Bei ungünstiger Witterung findet Abonnementkonzert des Kurorchesters im großen Konzertsale statt. Der bekannte Bauberkünstler Alfred von Rendler ist von der Kurverwaltung für eine *Salon-Soirée* engagiert, welche am Samstag dieser Woche im kleinen Konzertsale des Kurhauses stattfinden wird.

* **Seimisches Gewerbe.** Auf der internationalen Fleischer-Ausstellung in Hamburg erhielt, wie uns von dort ein Freund des „General-Anzeiger“ berichtet, die Firma Steinberg u. Sörlanger in Wiesbaden für ausgetriebene Maschinen die höchste Auszeichnung, die Hamburger Staatsmedaille.

* **Nofegger über Sprachkünden.** In einer hüblichen Placette über „Sprachkünden“ behauptet Peter Nofegger, seine Muttersprache lerne man zwar auch in der Schule, aber noch besser im Leben. Dann wendet er sich gegen diejenigen Sprachlehrer, die durch „ihre entsetzlichen Fremdwörter Artikel, Präfixal, Delfination, Subftantiv, Subjekt, Conjugation, Adjektiv, Pronomen, Adverbium ufw., die fie in die deutſche Sprache einzeigerten“, dem deutſchen Kinde die „Grammatik“ und fo die Muttersprache ſelbſt gründlich verderben. Nofegger wendet ſich dann gegen fremden Schwall und Schwall und redet einfacher, klarer und gefälliger Sprache mit Recht das Wort. Dazu gibt er folgende hübfche Beifpiele: Hat der Deutſche Zeit, fo ſagt er: „Es tritt an uns die dringende Aufforderung heran, die Befefligung unferer Ertrenz bedacht zu ſein“. Hat er nicht Zeit, ſo ſagt er: „Wir müffen uns unſerer Dant wehren.“ Hat er Zeit, ſo ſagt er: „Es wäre höchſt wünschenswert, wenn die Forderungen der Oppofition Ausdruck verließen würde.“ Hat er nicht viel Zeit, ſo meint er: Die Gegenpartei ſoll ihre

Dringung legen.“ Ist der Mann geistlos, so sagt er: „Eine Spezialbräut“ wurde die Handhabe bieten zur straffen Beurteilung der Edition.“ Ist er einsach, so sagt er: „Eine Besondere Rechnungsprüfung würde die Sache klarlegen.“ Weiter führt Moserger dann an längeren Beispielen vor, wie häufig der Gleichheitsstil durch überflüssige oder fremde Wörter unklar und unverständlich wird, wie z. B. „der Leser sich sammeln muß, in den Winkeln seines Gehirns rasch einen Schatten, scharfe Konturen nebst der Kegelgestaltung und dem literarischen Schaffen zusammenzusetzen wenn er liest, daß der Schatten der fernabenden Kegelgestaltung des modernen literarischen Schaffens scharfe Konturen annimmt.“ Dann werden einige Redewörter vorgenommen, die wie z. B. „ins Auge fallen“, „eine Mollte twielen“ u. a. heutzutage zum Ueberdruß oft in der Schriftsprache verwendet werden. Endlich betont Moserger den großen Wert der Mundart gegenüber dem Hochdeutschen, wenn dieses — wie ja leider noch gar so oft — „verkommen“ ist, und betont (was auch vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein stets anerkannt wird), daß der Schriftsprache aus den urdeutschen Mundarten außerordentlich viel gutes und treffliches Sprachgut zugeführt werden kann.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Frankfurter Musik- und Theaterzeitung. Die neueste Doppelnummer (22—23) bringt wieder eine Fülle anregenden Inhaltes. „Unsere Salome-Rundfrage“ eröffnet den Abdruck einer Reihe beachtenswerter Äußerungen hervorragender Tonkünstler, Dirigenten u. a. über das so heftig umstrittene Werk; an der Spitze steht diesmal der Frankfurter Kapellmeister Hugo Reigenberger mit einem längeren Aufsätze, ihm folgen zunächst Frau Belgioief Grief-Andriessen und Herm. Jilcher. Ueber „Theaterkultur“ und „Weib und Welt“ weiß der Redakteur der Zeitschrift, W. Seibert, gewandt zu plaudern, R. Bauer desgleichen über „Dichter und Verklucher“. Von den Berichtserstattungen wird „Wiesbadener Nachlese“ von H. G. Gerhard durch kritische Schärfe Eindruck machen. Das dritte deutsche Vokalst in Eisenach wird durch M. Dahtmann ausführlich besprochen. Reich wird wieder die feinseltentnische Spalte die Notizen und Nachrichten befaßt. Auch für die Männergesangsvereine ist durch einen Artikel über den Gesangswettbewerb in Zienburg und zahlreiche Vereinsnotizen gesorgt. Die Nummer wird probeweise und gratis in der Verlagsstelle (Ad. Stöppeler, Musikalienhandlung, Adolfsstraße 7) und in jeder Buch- und Musikalienhandlung verabfolgt. Auch werden daselbst Abonnemente (A. 1.50 vierteljährlich) angenommen.

Zur Klaviertechnik. Ueber das aufsehenerregende Buch Breitshaus' „Die natürliche Klaviertechnik“, hat der Lehrer an der Hochschule für Musik in Mannheim, Paul Stöck, eine ausführliche Schrift verfaßt. Wer sich dafür interessiert und sich über Breitshaus' epochenmachende Lehre des Klavierspiels informieren will, lasse sich diese hochinteressante Broschüre kommen, welche vom Verlagshaus C. F. Naabnt Nachfolger, Leipzig, auf Wunsch gratis und franco versandt wird.

Die Sünde aber der Eltern . . . Ein Roman von Hen-
 ting von Eybom. Eine Auflage schenket der Autor all jenen
 Jugendbüchern entgegen, die da zu sehen, wie die Kinder in voller
 Unkenntlichkeit des Heiligsten, der Liebe und ihrer Folgen, auf-
 wachsen und so der einst an der rosenumkränzten Pforte des
 Paradieses straucheln müssen. An seinen Menschen zeigt der
 Autor die furchtbaren Folgen dieser Erzählung mit bewunderns-
 werter Offenheit und der Kunst des wahren Dichters. In die
 schwersten Konflikte mit sich selbst und den Nächsten geraten seine
 Menschen; wir gehen ihren Dornenpfad willenlos mit und be-
 wundern in dem Verfasser vor allem den feinsinnigen Verglie-
 cher der zarten Frauenseele. (Concordia, Deutsche Verlags-
 anstalt, Hermann Ebode, Preis des Buches 4 Mark.)

Conrad H. Schiffer. Hof-Photograph, Taunusstr. 24,
Atelier für künstlerische Porträts, Vergrößerungen. 000

Berliner Börse, 11. Juni 1907.

[illegible]



Nr. 135.

Donnerstag, den 13. Juni 1907.

22. Jahrgang.

Die Kette.

Roman von Hans Schulze.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In den Wipfeln der Bäume hing noch ein letztes, leises Sonnenläch'n, doch in den verschwiegene Gründen und Lichtungen webten bereits in phantastischen Formen wallende Nebelschleier, und die matte Scheibe des Mondes schob sich an einer Waldbede breit, gespenstisch in die Höhe.

Das Gefühl einer grenzenlosen Verlassenheit stieg aus dieser träumenden Abendstille in dem einsamen Mädchen auf.

Heimatlos trieb sie morgen in die Welt, zertreten war der Reim ihrer Lebenshoffnung.

Jetzt, nachdem die Trennung wirklich vollzogen war, brach sich auf einmal mit vernichtender Gewalt die Erkenntnis dessen Bahn, was sie damit hinter sich geworfen hatte. Die gewaltige Bewegung übermannt sie derart, daß sie die Knie nicht länger zu halten vermochte.

Sie stieg vom Wagen ab und setzte sich, das Gesicht in den Händen verborgen, auf einen Baumstamm, der, vom letzten Sturm geknickt, noch halb über dem Wege lag.

Eine verzehrende Sehnsucht quoll in ihr auf, daß Georg noch einmal zu ihr hintreten und sie in seine Arme nehmen möge.

Es schien ihr plötzlich alles wie ein böser Traum, in dem sie nur die Augen zu öffnen brauchte, um wieder in den sonnigen Glanz einer schönen Wirklichkeit zurückzutreten.

Voll zitternder Hoffnung hielt sie den Atem an, und dann, als sie endlich emporzublicken wagte, war sie allein auf dem obenblicken Wege.

Eine dunkle Waldwand starrte geheimnisvoll zu ihr herüber, der Himmel weit und stumm in mattleuchtender Helle; Müdensummen, in der Ferne zwitscherten die Schwalben.

Da streifte ein warmer Hauch ihre Wangen; das Pferd schnupperte an ihre Schulter.

In plötzlicher Bewegung schlang sie die Arme um den Hals des Tieres, in dem unbewußten Verlangen, doch nicht ganz vergessen zu sein, sich doch wenigstens eines Wesens Nähe körperlich fühlbar zu machen.

Ein qualvolles Stöhnen brach aus ihrer Brust; sie legte die schmerzende Stirn an die lange, seidige Mähne des schönen Kopfes und weinte bitterlich.

16. Kapitel.

Wohl eine halbe Stunde noch hatte Georg nach Rätches Abfahrt im Grafe gelegen, regungslos, wie gelähmt in jeder Willensfähigkeit.

Er fahnte es noch immer nicht, daß von nun an alles vorbei, zu Ende sein sollte; der Schlag hatte ihn unerwartet getroffen.

Ihm ward, als fühle er noch den Druck von Rätches weichen Armen an seinem Halse, das brennende Feuer ihrer Rüsse auf seinen vertrockneten Rippen, als höre er noch ihr leises, ersticktes: „Ich liebe dich, ich liebe dich.“

Und seine Sehnsucht schrie nach ihr.

Sie liebte ihn und doch ging sie von ihm! —

Vergebens sann er nach einer logischen Verknüpfung der beiden Tatsachen.

Er begriff sich selbst auf einmal nicht, daß er sie hatte ziehen lassen, daß er nicht auf einer Enthüllung des letzten Grundes ihrer unbegreiflichen Entschliebung bestanden hatte.

Welch ein Geheimnis konnte es geben zwischen zwei Menschen, deren Seelen wie aufgeschlagene Bücher voreinander gelegen hatten!

„Weil es für dich geschieht!“

Auf einmal klangen ihm ihre Worte wieder in den Ohren. Um seinetwillen verließ sie ihn.

Groß und peinigend erhob sich das „Warum“ dieser grausamen Trennung von neuem vor seinen geistigen Augen. —

Eine plötzliche Unruhe bemächtigte sich seiner.

Er richtete sich aus seiner liegenden Stellung empor und ging langsam ein paar Schritte in die weite Walddichtung hinein.

Auf dem fernen, blassen Spiegel des Sees verbämmerte ein letzter, rofiger Rauch.

Unbeweglich standen die Grashalme rings im Kreis.

Ein schwüler Hiedunst brütete über dem schweigenden Sommerabend, wie ein letzter Gruß des scheidenden Tages ging zuweilen ein heimliches Weben gleich einem leisen Chorgefang der feiernden Natur durch die zitternde Stille. —

Georg lehnte sich an einen Kiefernstamm und versuchte zu denken.

Was nun?

In ungeheurer Dede und Zwecklosigkeit gähnte ihm plötzlich sein Dasein an.

Sollte er nun wirklich das Fazit ziehen, das nach dieser Absage für den Normalmenschen das natürliche war, nach Hause reiten, zu Abend essen, ins Bett gehen und dann am anderen Morgen das gewünschte andere Leben beginnen in der Vergessenheit alles dessen, was zwei Monate lang sein ganzes Sein mit einem so großen, vorher nie geahnten Glücke erfüllt hatte?

Würde er überhaupt je imstande sein, dem Gefühl seiner Persönlichkeit einen neuen Inhalt zu geben?

Eine Glutwelle stieg ihm bei diesem Gedanken heiß in die Schläfen.

Niemals, das fühlte er, gab es für ihn einen Ersatz dessen, was er mit Rätche verlor, zu tief hatte sich diese Liebe in sein Herz eingegraben, mit seinem ganzen Denken verwoben, als daß es ihm je gelingen konnte, eine andere an ihre Stelle treten zu lassen.

Eine fremde Gewalt hatte plötzlich brutal in ihrer beider Schicksal eingegriffen und sich den Verzicht ihres Liebesglückes, erzwungen, eine Gewalt, deren Grund und Ursprung er nicht einmal kannte, die ihn durch ihre Sinnlosigkeit zugleich ängstigte und erbitterte.

„Weil es für dich geschieht?“

Welch ein dunkles Rätsel barg sich hinter diesen Worten? Immer wieder durchliefen seine Gedanken jene Kombination, die gleichzeitig mit dem ersten, entsetzten Verstehen Rätches

in ihm aufgeblüht war, daß das treibende Motiv ihres Entschlusses nach Dombrowo wies.

Mehr und mehr verdichtete sich in ihm die Vorstellung, daß es eine Schuld seines Elternhauses sein mußte, deren Sühne sich jetzt an den Kindern vollzog, unter der er und Rätke zusammenbrachen.

Fast mechanisch nahm er den Brief, den er einst im Zimmer der Mutter gefunden und den er seit jenem Tage unausgesehen bei sich trug, aus seiner Jackettasche.

Ein jedes der leidenschaftlichen Worte formte sich zu einer Anklage gegen Mutter und Stiefvater, das ganze Gewebe der Erklärungs- und Entschuldigungsmöglichkeiten, das er sich in letzter Zeit selbst zusammengezwungen, war auf einmal zerrissen.

Hier lag der Schlüssel des Geheimnisses, hier mußte der Hebel angefaßt werden, um mit der rücksichtslosen Aufdeckung der Vergangenheit auch Licht in die Finsternis der Gegenwart zu bringen.

Und dann wieder fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er ja Rätke versprochen hatte, sich still und ohne Widerstand dieser Wendung des Schicksals unterwerfen zu wollen.

Die ganze Herzensgüte des Mädchens, die auch die noch, die ihr nach seinem Verdachte das tiefste Leid angetan, vor Unheil bewahrt wissen wollte, glaubte er auf einmal aus diesem Verlangen zu erkennen.

Um seine Eltern zu retten, verzichtete sie lieber auf ihr Lebensglück, so schien ihm die Ursachenkette ihrer Handlungsweise eindeutig bestimmt zu sein.

Sollte er ihr da an Hochherzigkeit und Entfugungsfähigkeit nachstehen, verlohnte sich da überhaupt diese Nachlese des Kaufelzusammenhanges der Vergangenheit, dieser ganze Wirrwarr leerer Vermutungen und Verknüpfungen, wenn er doch den Schlag, den ihm das Leben versetzt, als ein so großes Lebenshindernis empfand, daß sich allmählich in ihm der Entschluß unverrückbar festigte, dies Leben, das ihn um alles betrogen, als eine unerträgliche Last von sich zu werfen? — —

Georg hatte sein Pferd wieder bestiegen und ritt plan- und ziellos durch den Wald die Chaussee nach Rahnsfeld hinab.

Die geheime Unruhe, die ihn zuvor überfallen, war nach und nach in ihm immer stärker geworden; er trug das unbestimmte Gefühl in sich, daß heute noch etwas Endgültiges, Gewalttames geschehen müßte, und würde, ohne daß er doch nach irgend einer Richtung zu einem befreienden Entschlusse gelangen konnte.

Wie ein Sturm kam eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Rätke immer wieder über ihn, um dann im nächsten Augenblicke von seiner Empfindung lähmender, ohnmächtiger Verzweiflung abgelöst zu werden.

Die Hitze des Tages hatte sich bisher nur wenig gemildert; es war noch immer unerträglich warm; gewitterschwül hing die schwere Luft unter den unbeweglichen Wipfeln der Bäume.

Auch als Georg in die Stadt einritt, glaubte er in der Glut der engen Straßen, die zwischen den hohen Häusern wie gefangen schwebte, fast ersticken zu müssen.

Er stellte sein Pferd bei Gemballa ein und stürzte dann gleich am Ladentisch einen Schoppen Wein und eine Flasche Selters hinab; eine Aufforderung des gefälligen Wirtes, doch in die Trinkstube einzutreten, durch deren halboffene Tür das behäbige Lachen und breite Sprechen der Stammtischrunde herüberlunte, lehnte er dankend ab; er war nicht in der Verfassung, auch diese Gesellschaft heute noch über sich ergehen zu lassen.

So trat er denn, der Hitze ungeachtet, bald wieder aus dem Geschäft heraus und hummelte die Königsberger Straße bis zum Markte hinab, auf dem sich um diese Zeit die Badische der höheren Mädchenschule und die Sekundaner und Primaner des Progymnasiums in schüchternem Korso zu vergnügen pflegten. An der Ecke des Marktes blieb er plötzlich vor einem kleinen Laden stehen.

Hier wohnte seit undenklichen Zeiten ein Messerschmied, der neben den Artikeln seines eigentlichen Handwerks auch ein Lager von Hirschjägern und Schußwaffen unterhielt, da der kleine Ort unermögend war, ein eigenes derartiges Geschäft zu ernähren.

Der Anblick des Schaufensters rief in Georg auf einmal wieder seine Absicht der Selbstvernichtung wach.

Ob er noch einmal nach Haus zurückkam, war mehr wie zweifelhaft; ihm graute vor einer Begegnung mit den Eltern, bei der, das fühlte er, heut auch die letzte Schranke fallen würde.

Es schien ihm fast eine Fügung des Schicksals, die ihn zu guterletzt nach Rahnsfeld geführt, daß er sich hier mit einem standesgemäßen Werkzeug zur Ausführung seiner traurigen Absicht versehen konnte.

Schnell entschlossen trat er in den Laden ein und kaufte nach kurzer Wahl einen Armee-revolver mit gezogenem Lauf nebst einem halben Duzend der dazu gehörigen Patronen.

Dann wandte er sich nach der Rogalskischen Konditorei und saß hier fast eine Stunde lang ganz allein am Fenster und schaute in die dämmerige, sich allmählich verschleiende Helle des Marktes hinaus.

Das alles sah er heut zum letzten Mal.

Eine wehmütige Empfindung beschlich ihn.

In ein paar Stunden lag er vielleicht schon kalt und tot in irgend einem verlassenem Waldwinkel, und die Welt spottete über ihn, den Toren, der von ihr die Erfüllung seiner heißesten Lebenswünsche erhofft hatte.

Eine große Traurigkeit legte sich jetzt, nachdem der erste Sturm vorbei, über seine Seele; eine Traurigkeit, daß das, was sich einst mit so zuversichtlicher Hoffnung ans Licht gewagt hatte, nun ein so trostloses, klägliches Ende finden sollte.

Sie, die er über alles liebte, wandte sich von ihm ab, und er mußte sich keinen anderen Ausweg als eine Kugel.

Es duldete ihn auf einmal nicht länger mehr in dem dumpfigen, kleinen Raum, dessen niedrige Decke sich mit der zunehmenden Dunkelheit immer tiefer auf ihn herabzusinken schien.

Er erhob sich, zahlte und nahm seine ruhelose Wanderung durch das stille Städtchen von neuem auf.

Die Nacht war unterdes vollständig hereingebrochen; um den plumpen Turm der Katharinenkirche lugte der Mond wie ein Gesicht mit trübschem, grinsendem Lächeln.

Die Mehrzahl der Bewohner der alten Häuser träumte schon hinter verhängten Fenstern; nur hier und da brannte noch Licht.

Aus dem ersten Stockwerk der Apotheke tönte Klaviermusik, irgend jemand spielte den Geishawalzer; in hüpfenden Rhythmen kamen die reizenden Wesen über den mondhellten Markt und weckten vertraute Erinnerungen in der Brust des einsamen Wanderers.

Der Kurjaal von Baden-Baden tauchte plötzlich wieder vor seiner Seele auf; er gedachte des Abends, da er nach diesen Klängen wie in seligem Rausch mit Rätke über das schimmernde Parkett dahingewirbelt war und ihr auf verschwiegenem Parkwege das erste leidenschaftliche Geständnis seiner jungen Liebe gemacht hatte.

Eine heiße Lebenssehnsucht flammte auf einmal aus diesen Erinnerungen glühend in ihm empor; wie Sirenenesang umschmeichelten ihn die wiegenden Melodien, die sich in jenen Stunden unvergeßlich in sein Herz eingepielt hatten, und weckten eine neue, trohige Energie in seiner Brust.

Wie ausgelöscht war wieder jeder Gedanke des Todes.

Nicht sterben, sondern leben, leben und kämpfen für sich und seine Liebe; kein zages Verzichten, sondern Lebensbejahung, jedes Widerstandes ungeachtet sich und seine Ziele durchsetzend! Alles Ungewisse, Haltlose, fiel plötzlich von ihm ab.

Welche Einflüsse auch auf Rätke eingewirkt haben mochten, wenn sie ihn wirklich liebte, so mußte ihr jedes andere Ding ohne Wert sein, dann durfte sie nicht entsagen, noch verzichten, sondern sich vielmehr um so fester auf den stützen, der jetzt ihr natürlicher Rückhalt war.

Sie mußte ihren Entschluß rückgängig machen; er verlangte ja gar keine Eröffnung, keine Aufklärung.

Aus welchem Grunde ihr Vater der Verlobung widerstrebt, blieb ihm völlig gleichgültig; nur zu ihm sollte sie sich bekennen; mit ihm den Kampf aufnehmen, nicht sich gleich von vornherein dem Schicksal beugen.

Sie waren doch erwachsene Menschen, alt und einsichtig genug, um selbst über ihr Leben zu entscheiden, sich selbst ihr Leben zurecht zu zimmern.

Und wenn sie beide die Unmöglichkeit der Verwirklichung ihrer Absichten auf heimatlichem Boden einsahen, dann blieb ihnen ja immer noch die Fremde, die Flucht in die Ferne; sie brauchten keinen dritten, wenn sie nur ihrer selbst gewiß waren.

Wie weggesetzt schienen ihm plötzlich all die Hindernisse, die er vor wenigen Augenblicken noch für unüberwindlich gehalten hatte, wie durch Zaubertrakt aus dem Wege geräumt, als wären sie nie vorhanden gewesen.

Nur auf eins kam es jetzt an, nämlich Rätke vor ihrer Abreise noch einmal zu sprechen, ihr die Sachlage in dieser neuen Beleuchtung vorzustellen und mit aller ihm zu Gebote stehenden Ueberredungskunst an ihre Liebe zu appellieren.

Vielleicht war es sogar heute noch möglich, Rätke zu sehen; es fiel ihm plötzlich ein, daß sie mit Tante Ulrike oft bis nach Mitternacht in der holländischen Einsiedelei zu sitzen pflegte.

Ein Blick auf die Uhr gab die Zeit auf halb Zehn an.

Sein Pferd trug ihn in anderthalb Stunden bis nach Sinberode; wenn ihm das Glück günstig war, so konnte er Rätke um elf Uhr noch im Parke treffen.

Fortsetzung folgt.

Seine Großmutter.

Novellette von B. Wittweyer.

(Nachdruck verboten.)

Tick — tack — macht die alte Schwarzwälderin, und das Spinnrädchen summt dazu, und die fleißigen Hände zupfen den feinen Flachs und drehen ihn zum Faden, unermüdet. Ein gar friedliches Bild bietet die saubere Bauernstube mit ihrem Kiesenofen, dem weißgeschuerten mächtigen Tisch, der Ofenbank und dem mit seinem Sand bestreuten Fußboden; dazu paßt die alte Frau mit dem milden, klugen, runzeligen Antlitz, die so emsig spinnet.

Die Nachmittagssonne wirft blassen Schein durch die niedrigen Fenster mit ihren winzig kleinen Scheiben, an denen Töpfe mit Geranium und Kapentaum stehen. Ein paar übrige Sommerfliegen bewegen sich träg und langsam an den Fenstern auf und ab. So still, so still alles! Hier in der Stube und draußen auf dem Hof.

Es ist kein Wunder, denn es ist Herbst, bald Winter, und die alte Frau lebt ganz allein.

Die ländliche Arbeit ruht. Das bißchen Viehfüttern macht keinen Lärm, die Hühner setzen sich zeitig auf, und die alte Bäuerin hat niemand zum Sprechen, wenn nicht ab und an eine Nachbarin auf ein Stündchen bei ihr einkehrt.

Recht einsam fühlt sie sich oft, auch heute wieder an diesem stillen Nachmittag. Aber es kann ja auch nicht anders sein. Wenn sie bedenkt, sie hat niemand, der ihr angehört, vielmehr, der einzige, an den sie ein Recht hat, ist von ihr getrennt. Nicht nur durch die große räumliche Entfernung, sondern mehr noch durch — ja — durch was nur? Durch seine Klugheit, seine Vornehmheit, seine vielen wichtigen Arbeiten! Und er ist doch ihr alles, der Enkel! Das einzige Kind des einzigen Sohnes, der samt seiner jungen Frau so früh hat sterben müssen. Das war furchtbar hart gewesen für sie, die damals schon Witwe war. Aber sie ist nicht zusammengebrochen; sie hat ihre Kraft noch gebraucht für den Buben, den Stephan, der ja keinen Menschen weiter hatte als die Großmutter. Dem zulieb mußte sie aushalten, so gern sie sich neben die vorangegangenen Lieben in die Grube gelegt hätte. Sie hielt aus, und sie fand sogar wieder Freude am Leben, als der Junge so prächtig gedieh. So ein Kind, das gibt Trost, das heitert auf, das macht einem das Leben wieder lieb, so ein Kind, wie der Stephan eins war, so ein gutes, braves, gecheites!

Was für schöne Jahre hat sie mit dem Jungen verlebt, der so ganz auf sie angewiesen war, der wie eine Klette an seiner Großmutter hing. Wie hat sie sich gefreut, wie ist sie stolz auf ihn gewesen, als er immer größer und immer gecheiter wurde! Was der kleine Kerl schon für Fragen getan hatte, es war zum Verwundern, und sie hat oft nichts drauf zu antworten gewußt. Es steckte eben immer was Besonderes in ihm.

Dann kam die Trennung; er sollte was Ordentliches werden bei seinem guten Kopf, so meinte der Herr Pfarrer und brachte ihn in die Stadt aufs Gymnasium, und sie hatte ihn nicht mehr ganz für sich. Aber sie hatte ihn doch! Die Stadt war nicht weit, und er kam fast jeden Sonnabend und blieb bis zum Sonntagabend bei ihr. Dann kochte sie ihm seine Lieblingspeisen, und die Woche über, da sorgte sie ja auch für ihn, spann Flachs zu seinen Hemden und Wolle zu den Strümpfen, die sie ihm strickte. Ihr ganzes Dasein ging in ihm auf. Sie war so froh, daß sie genug hatte für den Jungen zum Studium, denn er wollte ein Gelehrter werden. Für sich hatte sie immer gar wenig gebraucht, und sie hatte tüchtig arbeiten können. Sie konnte es noch, sie hatte noch jetzt keine Hilfe im Haus nötig, sie bestellte noch jetzt ihren Garten selbst, aber das Schaffen macht ihr doch nicht mehr die Freude wie früher. Das kommt daher, weil sie den Jungen nicht mehr hat. Er lebt in der Stadt, weit von hier, wohl sechs Stunden mit der Eisenbahn muß man fahren, und er findet keine Zeit, sie zu besuchen.

Er schreibt ihr ab und zu, aber sie kann seine Schrift nicht lesen. Der Schulmeister tut's für sie, und schreiben kann sie auch nicht selbst; sie hat's gelernt bei der harten Arbeit, die auf ihr allein ge-

legen. Was er schreibt, ist so wenig, und sie hätte wohl recht viel auf dem Herzen, aber durch den Schulmeister kann sie's ihm nicht so mitteilen.

So sind sie getrennt schon seit zwei Jahren, da er zum letzten Mal bei ihr war. So anders war er da gewesen als früher. Freundlich, gewiß, aber doch fremd — seine Augen gingen so über alles hinweg, als sähen sie gar nicht, was um ihn war. Und er war mehr beim Herrn Pfarrer als bei seiner alten Großmutter. Und wenn sie ihn gebeten hatte, er solle ihr doch recht viel erzählen von seinem Leben und Treiben in der Stadt, da hatte er gelächelt und gemeint: „Das verstehst du ja doch nicht, Großmutter.“ Ein paar Tage war er geblieben, dann war er abgereist und nicht wiedergekommen. — Ihre Hemden und Strümpfe braucht er auch nicht mehr; er kaufte alles fertig, wie er sagte, und so konnte sie nicht mal mehr für ihn spinnen und stricken. Sie tat's nur noch aus alter Gewohnheit, daß sie Flachs und Wolle spann. Was hätte sie sonst tun sollen?

Es mußte wohl so sein, daß der Stephan gar nicht abkommen konnte aus der Stadt, der arme Junge; er hatte es ja geschrieben in seinem letzten Brief vor einem Vierteljahr. Es war zu hart. Denn sehnen mußte er sich ja doch nach ihr, nach der einzigen Verwandten, die er hatte. Und sie — ach, in ihr zitterte oft alles, wenn sie seiner gedachte. Sie würde am Ende sterben, ohne ihn noch einmal in die Augen geschaut zu haben, in die blauen Augen, die einst ihren Himmel ausgemacht, als die Erde ihr so viel geraubt hatte!

Er kann sie nicht besuchen, aber — halt — ja, daß der Gedanke ihr noch nie gekommen! Die Alte setzt das Rädchen in Ruh', steht auf und geht in der Stube hin und her. Sie hat ja Zeit jetzt — es ist Spätherbst, die Feldarbeit ist getan; die Kuh und die Schweine besorgt die Nachbarin gern ein paar Tage. Sie will ihn aufsuchen in der Stadt, das will sie, ganz bestimmt. Sie hat ja Geld genug — er braucht keins mehr von ihr. Im Gegenteil, er möchte ihr geben, aber das nimmt sie nicht an, sie hat mehr, als sie braucht.

Die alte Frau wird ganz aufgeregt bei dem Gedanken, zu ihrem Enkel zu reisen. Und sie geht sofort daran, das große Unternehmen vorzubereiten. Sie spricht noch an demselben Abend mit der Nachbarin, sie geht zum Schulmeister und läßt sich groß und deutlich die Adresse des Herrn Doktor Stephan Reiff aufschreiben, sowie den Zug, den sie benutzen muß, und die Zeit der Ankunft. So groß muß er schreiben, daß sie es notdürftig entziffern kann. — In der Nacht schläft sie kaum vor Unruhe, und am folgenden Tag räumt und schafft sie im Haus herum — man weiß ja nicht, was einem zustößen kann auf einer solchen zweiten Reise; sie will alles in guter Ordnung hinterlassen. — Aus der Vorratskammer holt sie die größte Wagenurst vom letzten Schlachten — die Sorte hat der Stephan immer so gern gemocht; dann packt sie ein Duzend frische Eier zwischen Weizenkleie in ein Kästchen — die gelbe Henne legt noch so gut, und in der Stadt sind frische Eier gewiß rar. Auch eine kleine Speckseite legt sie dazu; Brot und Speck, das war früher sein liebstes zum Besper. Vielleicht mag er's noch. Ein paar extra schöne Borsdorfer von dem Baum im Grasgarten, die finden noch Platz, und ein kleines Büchchen Honig — man will doch nicht ganz leer ankommen! Alles, alles geht in den großen „Kober“ und eine Schürze und ein paar Strümpfe und die Pantoffeln dazu — weiter hat sie nichts nötig. Sie will ja nur ganz kurz in der Stadt bleiben, nur ein paar Tage, nur ihn sehen, sehen, wie er lebt, wo er wohnt, daß sie sich doch in Zukunft ein Bild davon machen kann. Dann wird sie ganz anders an ihn denken können.

Noch eine Nacht, und am folgenden Morgen mit frühstem ist sie zur Abreise gerüstet. Im besten Anzug, der spitzen, bändergeschmückten Haube mit dem gestickten Dedecken, dem langen, faltigen, schwarzen Tuchmantel mit dem Fackeltragen, so bietet die alte Frau ein gar hübsches, würdiges Bild. Sie muß zeitig fort, denn der Zug geht um zehn Uhr ab, und sie hat fast zwei Stunden zu gehen. Ein rüstiger Mann läuft's in einer, aber sie ist alt, und muß sich Zeit nehmen.

Bei der Nachbarin lehrt sie noch ein, ihr die Schlüssel zu übergeben, dann macht sie sich auf den Weg, begleitet von freundlichen Zurufen aus verschiedenen Fenstern. Es ist ein Ereignis für das ganze Dorf, daß die alte Rest eine so weite Reise unternimmt.

Eine fröhliche Gesellschaft junger Damen und Herren, begleitet von einigen Müttern, kehrt eben von einem Ausflug, zu dem der herrliche Herbsttag verlockt hat, heim, in lauter, munterer Unterhaltung. Das letzte Paar, ein stattlicher Herr in elegantem Anzug und eine hübsche, schlanke junge Dame, ist jedoch ziemlich weit hinter den anderen zurückgeblieben. Die beiden haben sich offenbar viel zu sagen, — er neigt sich flüsternd zu ihr, und sie schaut glückselig zu ihm auf. Ja, die beiden sind sich sehr gut, und sie haben sich's auch schon vor längerer Zeit gestanden, aber das Mädchen findet es so wunderschön, noch eine Weile den Gauber „der heimlich-stillen Liebe, von der niemand nichts weiß“, zu genießen. Sie hat den Geliebten immer wieder gebeten, die Veröffentlichung der Verlobung hinauszuschieben. Sonst hat da niemand etwas dreinzureden. Susanna Hellmuth ist Witwe, mündig, reich, also ganz und gar unabhängig.

Wie war das heute wieder hübsch, das öffentliche „Sie“, die Furcht, sich zu verraten, das unmerkliche Blinzeln des Einverständnisses von Aug' zu Auge! Und jetzt dieser wonnige Heimweg an seiner Seite! Ueber alles mögliche plaudern die beiden, auch über gleichgültige Dinge, aber ihre Augen reden nur — Liebe! Jetzt hat die Gesellschaft, das Paar immer als letztes, die Bahnhofstraße erreicht; hochbeladene Hotelwagen, einzelne Reisende kommen des Weges — jetzt müssen die zwei sich zusammennähmen und scheinbar fremd nebeneinander hergehen; das zärtliche Flüstern muß aufhören. Mit einem Male ertönt ein Ruf hinter ihnen: „Stephan — Stephan!“ — Sie halten ihre Schritte an, der Herr dreht sich um, eine alte Bauernfrau winkt mit dem Schirm, und noch einmal ruft sie: „Stephan!“ Doktor Stephan Rest wird dunkelrot, dann spricht er zögernd und doch die einzelnen Worte heftig herausstoßend: „Es scheint ein Bekanntes aus meinem Dorf, erlaube einen Augenblick, Susanna, ich bin gleich wieder bei dir — die Frau will vielleicht eine Auskunft — hm — die Leute auf dem Lande sind nun mal so — hm — so ungeniert. Ich will doch hören, man möchte nicht für hochmütig gelten.“

„Aber gewiß, Stephan, geh, oder — darf ich mit?“ „Bewahre, Susanna, das würde nur auffallen.“ Damit geht er, und das Mädchen schreitet langsam den andern nach, ohne sie ganz erreicht zu haben, als Stephan sie schon wieder eingeholt hat. „Es ist, wie ich dachte, eine alte Frau aus Linden, sie will Verwandte hier besuchen, und sie freute sich des bekannten Gesichts — das ist alles.“

Die andern warten jetzt; ein Teil der Gesellschaft geht hier ab, man verabschiedet sich voneinander — es war doch zu hübsch, dieser Tag, der letzte vielleicht, an dem man so etwas unternehmen konnte.

Doktor Rest begleitet Fräulein Hellmuth nach Hause; lächelnd schaut man ihnen nach. Ob es heute wohl zur Erklärung gekommen ist? Lange kann's doch nicht mehr dauern. — Es ist schon etwas dämmerig, und merkwürdig, auch über der Stimmung des jungen Paares, der erst so erhöhten, liegt's wie ein Schatten. Der Mann zwingt sich nur zu den wenigen Worten, die er spricht, und das Mädchen sieht ihn ängstlich fragend von der Seite an. Zuletzt sagt sie Mut: „Du hast doch nicht schlechte Nachrichten aus deiner Heimat erhalten, Stephan? Du bist so ernst mit einem Male.“

„Schlechte Nachrichten, wie sollt' ich, wie kommst du darauf? Von wem — du weißt ja, ich habe —“

„Gewiß, freilich, ich weiß, Stephan, du stehst allein, das hast du mir ja gesagt, aber laß dich's nicht kümmern, jetzt tut das nichts mehr — du hast ja mich — ich bin so glücklich, daß ich dir alles sein darf. Wenn dir das nur immer genügen kann, Lieber.“ War einig klingen die Worte des Mädchens, aber Stephan erwidert nichts darauf. Sie sind auch eben an ihrem Ziel, an der hübschen Villa, die Susannas Eigentum, angelangt. „Kommst du mit herauf zum Tee, Liebster? Tantechen ist gewiß darauf eingerichtet.“

„Nein, danke, heute nicht, ich habe, ich muß noch — Vorbereitung auf morraen — sonst natürlich — aber

wirklich, heute geht's nicht. Gute Nacht, Susanna, auf Wiedersehen.“

Rasch, fast zu rasch wendet er sich hinweg und geht. Susanna schaut der hohen Gestalt noch eine Weile nach, dann durchmisst sie langsam den Vorgarten, schellt und erwidert freundlich die Begrüßung des ihr öftentimes den alltäglichen Fräuleins, einer entfernten Verwandten, die ihr Stütze und Gesellschafterin ist. Aber gegen ihre sonstige Gewohnheit gibt sie dem „Tantechen“ heute nur knappe Auskunft über die Ergebnisse des Tages, und nachdem sie eine Tasse Tee getrunken, spricht sie die Absicht aus, ihr Schlafzimmer aufzusuchen, obgleich es noch sehr früh ist.

Das Tantechen fragt ängstlich, ob ihr etwas fehlt, aber Susanna erklärt, nur müde vom Weg zu sein.

Und nun ist das junge Mädchen allein und kann ungestört ihren Gedanken nachhängen. Die aber lehren immer wieder zu der alten Bauernfrau zurück. Wie die gerufen hat: Stephan, Stephan — so ruft keine Fremde!

(Schluß folgt.)



Eigenartige Hochzeitreden. In Renhork wurde vor einiger Zeit eine Hochzeit gefeiert, bei der die sechs Brautjungfern jede einer andern Nationalität angehörten. Es waren eine Amerikanerin, eine Deutsche, eine Französin, eine Spanierin, eine Dänin und eine Russin. Dies war an sich schon merkwürdig, aber noch wunderbarer war, daß der Herr, der den Toast auf die Damen auszubringen hatte, dies in allen sechs Sprachen tat, und zwar so fließend und gut, daß jede der jungen Damen glaubte, einen Angehörigen ihrer eigenen Nation sprechen zu hören. Vor mehreren Jahren wurde bei einer Hochzeit in der Normandie ein Gast aufgefordert, eine Rede zu halten. Er ergriff eine Gitarre und sang zu ihren Klängen ein improvisiertes Lob auf Braut und Bräutigam. Als er aber damit fertig war, begann er sein eigenes Lob zu singen und pries die Waren, mit denen er handelte. Die Zuhörer hatten aber nicht lange Geduld, diesem wenig passenden Gesang zu lauschen, und als er auf ihre Aufforderung hin keine Miene machte, ihn abzubrechen, entriß sie ihm das Instrument und machten so der Sache ein rasches Ende. Bei einer englischen Hochzeit wurde ein Herr aufgefordert, die Gesundheit der Braut auszubringen. Dieser, ein ausgesprochener Weiberfeind, begann eine donnernde Philippika gegen die Frauen überhaupt und die anwesenden insbesondere. Er schimpfte über ihre Haare, ihre Zähne und ihre Gesichtsfarbe, und erklärte, dies alles sei so falsch wie sie selbst. Hier aber legten sich die anderen männlichen Gäste energisch ins Mittel, und es dauerte nicht lange, da verließ der Redner sehr eilig den Saal in ziemlich mitgenommenem Zustand und ohne Hut. — In Brunn ereignete es sich vor kurzem, daß einer der Gäste bei einer Hochzeit Gymnastiker von Profession war. Nachdem schon mehrere Neben geschwungen worden, forderte man ihn auf ein gleiches zu tun, und so zur Unterhaltung der Anwesenden beizutragen. Der Artist zog es vor, die Kosten der Unterhaltung in einer ihm geläufigeren Weise zu tragen, stieg auf den Tisch und führte dort verschiedene Kunststücke vor, die darin gipfelten, daß er auf einer aus Flaschen und Gläsern gebildeten Pyramide balancierte. — Ein ähnlicher Vorgang spielte sich bei einer Hochzeit in München ab. Ein anwesender Meister schüßte erbot sich, anstatt die von ihm verlangte Rede zu halten, den Namen der Braut mit der Pistole in die Wand zu schießen. Er begann auch sofort damit und schrieb die Buchstaben mit so bewunderungswürdiger Genauigkeit hin, daß ihm alles zusubelte. Nur die Eltern der Braut waren nicht so sehr entzückt von der eigenartigen Tischrede, wurde doch dadurch — wenn auch zu Ehren ihrer Tochter — die Tapete in der guten Stube beschädigt.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Mit Stillhaltepaaren verantwortet man viel.